

Eine Bautradition braucht das Land

Schötz | Podiumsgespräch «Landwirtschaftliches Bauen heute»

Was ist ländliche Idylle? Und wie gehen Bauern, Politiker und Behörden damit um, wenn landwirtschaftliche Bauten ergänzt oder erneuert werden müssen? Solche Fragen standen im Mittelpunkt eines Podiumsgesprächs in der Schötzer Ronnmühle.

von **Monika Wüest**

Bauernhöfe als Inbegriff von Idylle und beschaulicher Gemütlichkeit: das zeigen die Holzschnitte von Paul Hofmann, die zurzeit in der Schötzer Ronnmühle zu sehen sind. «Hofmanns Bilder aus vergangenen Zeiten zeigen das Land so, wie es die meisten gerne hätten», sagte Paul Huber, Präsident des Vereins «Freunde der Ronnmühle» am Dienstagabend als Einleitung zu einem Podiumsgespräch über das landwirtschaftliche Bauen heute. «Aber diese Idylle», so Huber, «die hat es so nie gegeben.»

Im ersten Teil des Gesprächs standen Bilder im Mittelpunkt, die jeder der Podiumsteilnehmer mitgenommen hatte und die seinen Bezug zu Landschaft und Architektur zeigen sollte. Gion A. Caminada, Architekt und ETH-Professor, hatte ein Bild von seinem Wohn- und Heimatort Vrin ausgewählt, ein kleines Bündner Dorf, eingebettet in eine weitgehend unverbaute Landschaft. «Vrin ist eines der schönsten Dörfer der Welt», sagte Caminada. Es habe von der Zersiedelung verschont werden können und sei schön kompakt. Trotzdem, sagte er in Anlehnung an die Einleitung von Paul Huber, sei die Landschaft für ihn weder idyllisch noch romantisch. Das könne sie nur für jemanden sein, der keinen realen Bezug dazu habe. Er selbst sei in dieser Landschaft aufgewachsen und habe als Bub dort Kühe gehütet. «Das hat mich geprägt.»

«Jeder Architekt zerstört auch etwas»

Ländliche Idylle – die gibt es auch für den Buttisholzer Architekten Patrik Ziswiler nicht. Wo Menschen lebten, gebe es Eingriffe, sagte er. «Jeder Architekt, der



Podiumsleiter Gerold Kunz (rechts) im Gespräch mit dem Schötzer Landwirt Markus Hunkeler.

Fotos **Monika Wüest**

baut, zerstört auch etwas.» Die Frage sei, in welcher Qualität das passiere. Dabei gehe es nicht einmal um einzelne Bauten, sondern um die Art und Weise, wie sie in die Landschaft passen. «Das Gesamtbild muss stimmen.» Ein stimmiges Bild ergebe sich aber nur aus einer gewissen Einheitlichkeit der Häuser. Früher sei das gegeben gewesen durch die Bautradition einer bestimmten Gegend. Diese habe sich aus der Topographie, den vorhandenen Materialien und dem handwerklichen Können entwickelt und sich jahrhundertlang kaum verändert.

Inzwischen sei technisch alles möglich, so Ziswiler. Dazu komme, dass sich heute alle selbst verwirklichen wollten – auch auf dem Land. «Das hat zur Folge, dass Häuser in die Landschaft hinein gebaut werden, die eigentlich in eine Einfamilienhausiedlung gehörten.» Das Problem: «Auf dem Land haben diese Häuser eine viel stärkere Wirkung.» Ziswiler fordert eine neue Bescheidenheit beim Bauen. «Anstatt um jeden Preis auffallen zu wollen.»

Das «Problem» Denkmalpflege
Als einziger Einheimischer am Tisch sass Markus Hunkeler, Landwirt auf dem But-

tenberg. Er und seine Familie wohnen in zehnter Generation in einem denkmalgeschützten Bauernhaus mit 33 Zimmern. Hunkeler schilderte vor allem die schiefe Unmöglichkeit, am jahrhundertalten Haus etwas zu verändern. Etwa grössere Fenster einzubauen oder mit einem neuen Treppenhaus eine zusätzliche Wohnung zu schaffen. Auch seien viele Änderungen mit deutlichen Mehrkosten verbunden, da sie den Vorgaben der Denkmalpflege entsprechen müssten. «Von diesen Mehrkosten übernimmt die Denkmalpflege aber nur einen geringen Teil.» Er sei zwar stolz, in einem schönen Haus mit so viel Geschichte zu wohnen. «Aber wir sollten dabei finanziell besser unterstützt werden. Die Landwirtschaft ist heute nicht mehr so lukrativ, dass man es sich leisten kann, solche Gebäude zu unterhalten.»

Beat Ineichen, der Leiter der Landwirtschaftlichen Kreditkasse des Kantons Luzern, zeigte Verständnis für Hunkelers Votum. Und fügte an: «Bauern müssen auch die entsprechenden Einnahmen haben, um geschützte Bauten zu erhalten.» Das heisse halt auch, dass neben dem schönen Haus ein nicht so schönes Betriebsgebäude stehe. Dessen



Architekt und ETH-Professor Gion A. Caminada ist überzeugt: «Die Landschaft ist weder idyllisch noch romantisch.»

Aussehen hänge auch mit gesellschaftlichen und gesetzlichen Änderungen zusammen. So müssten aus Tierschutzgründen immer grössere Gebäude erstellt werden. Auch Traktoren würden immer grösser. «Und diese brauchen dann halt auch entsprechende Einstallhallen.» Er zeigte sich aber überzeugt: «Man kann auch grosse Ställe schön bauen – ohne dass es viel mehr kostet.» Wichtig sei in diesem Zusammenhang eine gute Beratung. Gion A. Caminada warf ein, oft liege es nicht an den Gebäuden selbst, sondern an der Komposition. Etwa daran, dass das Verhältnis von Haus und Stall nicht stimme.

Dialog statt Kompromiss

Gesprächsleiter Gerold Kunz, Architekt und Denkmalpfleger von Nidwalden, fragte Gion A. Caminada, wie man die Qualität der Bauten auf dem Land verbessern könne. Ob die Bauern dazu bereit sein müssten, Kompromisse einzugehen. «Kompromiss ist ein verfluchtes Wort», entgegnete Caminada. «Das eignet sich nur für die Politik.» Das Resultat eines Kompromisses sei stets nur das zweitbeste. Besser sei ein Dialog, aus dem sich das beste Resultat schliesslich

herausforme. Er verhehlte aber nicht, dass sich seiner Meinung nach der Architekt am Ende durchsetzen müsse. «Etwas vom Wichtigsten bei einem Architekten ist die Verführungskunst», sagte er. «Er muss den Leuten zeigen, wie etwas auch noch machbar wäre – und sie dann davon überzeugen.»

Am Schluss waren sich alle in einem Punkt ziemlich einig: Vorschriften für das landwirtschaftliche Bauen braucht es nicht. Beat Ineichen mahnte an eine Zeit, in der jeder Zentimeter vorgegeben worden sei. Das Resultat sei heute noch schrecklich anzusehen. «Die schlimmsten Bauten auf dem Land sind 30, 40 Jahre alte Ställe.» Es sollte sich aber, so das Fazit der Gesprächsteilnehmer, wieder eine gewisse Bautradition entwickeln. Denn erst durch eine gewisse Wiederholung erhielten Bauten ihre Stärke. Das heisse aber nicht, präzisierte Caminada, dass alles gleich aussehen müsse. «Denn auch Gleichheit ist Beliebigkeit.» Und das, so wurde klar, ist etwas vom Schlimmsten für einen Architekten.

Die Ausstellung «Puurehöfond Tschööpe» von Werner Hofmann ist noch bis am 4. November zu sehen. Öffnungszeiten: Mittwoch, 19 bis 21 Uhr, Sonntag, 14 bis 17 Uhr.